

(Nachdruck verboten.)

61 Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Nergö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Dann kommt wohl jetzt ein anderer Gang in die Geschichte?“

„Na, das will ich gerade nicht behaupten. Die Arbeitslosigkeit nimmt ja mit jedem Jahre zu, und es ist eigentlich ganz egal, wer in der Bürgervertretung und im Reichstag sitzt. Aber wir haben ja große Fortschritte gemacht mit dem Tarif.“

„Sagen Sie mir doch einmal, vor einigen Jahren nahm ein Mann an der Bewegung teil, der Pelle hieß! Was ist eigentlich aus dem geworden?“

Der Wirt kraute sich in den Scheitel: „Pelle — Pelle? Ja, das ist auch wahr! Was war es doch noch mit ihm? Hat er nicht falsches Geld gemacht oder aus der Kasse gestohlen? Mir ist beinahe so, als wenn er im Zuchthaus oder im Landarbeitshaus geendet hätt' —. Ja, schlechte Elemente gibt's ja bei jeder Bewegung.“

Ein paar Arbeiter, die da saßen und gebratene Leber aßen, mischten sich in die Unterhaltung. „Vor ein fünf, sechs Jahren,“ sagte einer von ihnen lachend, „war er sehr im Schwung. Aber es war nichts Rechtes dahinter, er hatte zu viel Phantasie!“

„Ein verdammt gutes Mundwerk hatt' er nu aber doch,“ sagte der andere, „Ich erinnere mich noch ganz an ihn von dem großen Lockout her; er konnt' einen weiß Gott einreden, daß man ein verteufler Kerl wär'. Ja, das war damals! Prost, Kamerad, und wohl bekomms!“

Pelle erhob sich schweigend und ging. Er war vergessen; er hatte keine Spuren hinterlassen, trotz allem, was er gekämpft und gelitten hatte. Es war wohl seither so viel anderes über ihre Köpfe hingegangen, und da hatten sie ihn nur ausgegähelt.

Er ging dahin und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte, heimatlos in dieser Straße, die mehr als jede andere die seine sein sollte, als irgendwo sonst. Es war schwarz von Menschen, aber der Strom riß ihn nicht mit sich fort, er war wie einer dieser Gegenstände, die auf die Seite gespült werden und liegen bleiben.

Alle Menschen waren in ihren guten Kleidern. Die Arbeiter kamen in Scharen, sie waren hingewesen, um zu stimmen, oder sie wollten hin. Einige wurden auf der Straße angehalten und von eifrigen Kameraden an die Wahlurne geleitet. Man rief einander von Bürgersteig zu Bürgersteig zu, die Hand wie ein Schallrohr vor dem Munde: „Heda, Petersen! Du hast doch wohl gestimmt?“ Ueberall herrschte Spannung und gehobene Stimmung, die Stadt sollte erobert werden!

Er folgte dem Strom über die Königin-Luisen-Brücke und in die Stadt hinein, hier drinnen war die Stimmung eine andere, die Ansichten waren geteilt, die Leute kamen einander mit groben Worten. Vor den Zeitungsredaktionen stand die Volksmenge dicht gedrängt, sperrte den Wagenverkehr und wartete geduldig auf die Ergebnisse, die im Fenster angeschlagen wurden. Jedesmal, wenn ein Wahlkreisergebnis im Fenster erschien, ging eine wogende Bewegung durch die Menge und steigerte sich zu einem mächtigen Draußen, wenn ein Sieg errungen war. Es ging verhältnismäßig friedlich zu, die Leute scharten sich vor den Redaktionen der Blätter, die ihre Parteifarbe trugen. Nur die Händelsuchenden stellten sich bei den Segnern ein, um einen auf den Hut zu kriegen. Drinnen in den Redaktionsbüros jagten die Mitarbeiter hin und her, hängten die Ergebnisse heraus und änderten die Zahlen.

In den Cafés und Restaurants wimmelte es von Gästen. Das Telephon klingelte unablässig, Voten kamen mit Listen von den Telegraphenbüros. Man kämpfte um die Ergebnisse vor dem schwarzen Brett, erwog die Chancen an den Tischen, trieb Kannegeherei.

Pelle hatte nie die Stadt in einer solchen Erregung ge-

sehen, nicht einmal während des großen Lockouts. Wie Häuflein standen die einzelnen Stände einander gegenüber, die Arbeiter noch eifriger als die Oberklassen, sie waren Politiker geworden, die sich sehen lassen konnten. Er begriff, daß die Bewegung den Schwerpunkt hierher gelegt hatte, es galt, Mandate zu erobern; heute erwartete man, den Sieg in der Stadt und festen Fuß draußen auf dem Lande zu erringen. Mehrere von den alten Führern saßen schon in der Volksvertretung und warfen bei den Debatten ihre praktischen Erfahrungen in die Waagschale; jetzt galt es, kein geringeres Ziel, als die politische Macht zu erobern. Dies war für ihn genug — die mußten doch Erfolg gehabt haben! Er hatte noch sein altes feines Ohr für das, was als gesammelte Kraft aus dem Ganzen aufstieg, und er spürte eine Veränderung in dem öffentlichen Ton selbst. Er war breiter, demokratischer geworden. Selbst die Oberklasse beugte sich jetzt vor der Wahlurne und ließ sich somit herab, daß sie um die Stimmenmehrheit kämpfte.

Aber er vermied den Platz für sich selbst in diesem Kampfe. „Heda, Du hast doch wohl gestimmt?“ rief man ihm im Vorübergehen zu. Gestimmt? Er hatte ja nicht einmal Stimmrecht! In dem Kampf, der jetzt gekämpft wurde, hatte der alte Führer nicht einmal Erlaubnis, als gewöhnlicher Gemeiner teilzunehmen.

Weg von der Bahn! Sie kamen in kleinen, taktfesten Gruppen auf dem Wege nach der Wahlurne oder dem Versammlungshaus und füllten den ganzen Bürgersteig aus, und Pelle machte ihnen freiwillig Platz. Diesmal kam er nicht angestiegen wie ein Königssohn, zu dessen Empfang alle Welt am Strande versammelt war.

Ein Ausgestoßener war er, weder mehr noch weniger, einer, der beiseite gelegt und vergessen war. Und wenn er sich in Erinnerung brachte, so erreichte er nur, daß man die Geschichte von einem Verbrecher hervorholte. Da war das Haus, wo Stolpes gewohnt hatten, vielleicht kannten die Ellens Wohnung? Aber was ging ihn die übrigens an? Er entann sich sehr wohl Lasse Frederiks entsetzten Gesichts. Und da war ja das Eckhaus, in dem Morten das Geschäft geleitet hatte; ja, es war lange her, seit sich ihre Wege trennten. Morten hatte ihn in Wirklichkeit immer beneidet, er hatte sein kolossales Glück nicht ertragen können. Jetzt konnte er ja frohlocken.

Er war verstimmt, verwirrt, bitter. Es legte sich wie ein Nebel über sein Gehirn, die Gedanken schwankten hervor aus der Feindseligkeit wie kopflose Händelsucher. Durch Jahre hindurch hatte das Bedürfnis, mit Menschen zu verkehren, sich entsehrlich in ihm angehäuft; nun stürzte das Ganze zusammen. Er hätte über irgendeinen Beliebigen herfallen und Streit anfangen können, nur, um nicht hier umherzugehen und sich aller Welt gegenüber gleichgültig zu verhalten. — Warum ging er nicht in die Bluttasse? Da wurde er doch auf alle Fälle erwartet.

Vor der Griffenfeldstraße hatte sich ein Auflauf angesammelt. Man hatte einen Kreis um einen Kohlenarbeiter gebildet, der da stand und einen Laternenspfahl mit den Schnauzen seiner Holzschuhe mißhandelte, während er lallend sein Mundwerk gebrauchte. Er war gegen den Pfahl gerannt und hatte sich ein Loch in die Stirn geschlagen. Die Leute amüsierten sich über ihn.

Als der Laternenschein auf das kohlenbestäubte Antlitz des Betrunkenen fiel, erkannte Pelle ihn; es war der fröhliche Jakob. Wütend drängte er sich vor und packte ihn bei den Schultern. „Was ist das mit Dir, Jakob, bist Du ein Jammerlappen geworden?“ fragte er empört.

„Keiner soll herkommen und sich gegen einen organisierten Arbeiter was herausnehmen,“ lallte Jakob und stieß mit dem Fuß in die Luft, zum größten Ergöken der Zuschauer, die ihn ermunterten, nur immer drauf los zu hauen. „Ich bin Mitglied meiner Organisation und schulde nichts, da könnt Ihr selbst sehen!“ Er wühlte ein kleines Buch in schwarzem Lederfutteral aus der Brusttasche heraus und blätterte darin herum. „Seht doch selbst nach, Kollegen, Mitgliedsbeitrag bezahlt, was? Streifbeitrag bezahlt, was? Am Eingang vorgezeigt, was? — Kommt mir bloß nicht damit!

Rehmt es doch und laßt es bei den Leuten rumgehen, wir müssen die Papiere in Ordnung haben. — Ihr spickt doch den Wahlfonds, Leute? Hin an die Urne und stimmt! Zum Teufel auch! Wer sein Scherflein nicht hergibt, ist ein jämmerlicher Kamerad. — Wer sagt Dieb? Hier ist keiner ich, der stiehlt, verstanden! Der fröhliche Jakob ist ein redlicher, organisierter — — Blöcklich hing er an zu schluchzen, der Speichel floss ihm aus dem hängenden Mund herab auf die Zade, das fufelunnebelte Gesicht schnitt gräßliche Frazen.

Belle führte ihn auf einen Hof und wusch ihm die Wunde unter dem Wasserhahn ab. Das kalte Wasser machte ihn erzittern, der Kopf hing tot herab. „So ein roziger Streikbrecher,“ murmelte er. „Ich will dem Vorsteher sagen, daß er ihm ordentlich einen im Blatt auswischt!“

Blöcklich erkannte er Belle. Ein Juden durchließ seinen Körper, in seinen schlaffen Hügen kämpfte das Bewußtsein um die Uebermacht. „Ne, bist Du das, Großmeister?“ sagte er beschämt und griff nach Belles Hand, „also bist Du zurückgekommen? Du findest wohl, daß ich ein Schwein bin, aber was zum Teufel.“

„Komm jetzt nur,“ sagte Belle hart; er war kein Freund von den vielen Zuschauern.

Sie gingen die Weinungsstraße hinab, Jakob stolperte schweigend dahin und schielte zu seinem alten Anführer hinüber. Er war ein wenig unbeholfen im Gang, aber das kam von Ueberarbeitung. Das Zusammentreffen mit Belle hatte ihn fast nüchtern gemacht. „Du findest gewiß, daß ich ein Schwein bin,“ wiederholte er endlich in einem jämmerlichen Ton. „Aber wenn da nun doch keiner ist, der einen ein bißchen aufrichten kann.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

6] Im sonnigen Süden.

Von Max Werner.

Einmal kam Jimmy in der Dämmerstunde zu Robert und hat um einige Kohlen. Er war wie eine Katze über den Hof gehuscht und öffnete leise die Hintertür, die in Roberts Arbeitsraum führte.

„Ist Mr. Morgner hier?“ fragte er leise.

„Nein. Was willst Du, Jim?“

Der Knabe trat herein und stellte sich an den Ofen, er zitterte vor Frost.

„Ihr habt viel Kohlen hier, kann ich mir einige nehmen?“

„Habt Ihr keine Kohlen zu Hause?“ fragte Robert und sah den frierenden Knaben mitleidig an.

„Nein, Pa hat kein Geld. Sie war krank und konnte nicht arbeiten.“

„So nimm Dir Kohlen mit. Mr. Morgner wird nichts dagegen haben, hoffe ich.“

„Sagen Sie es ihm nicht, er schimpft.“

„Ich werde es auf mich nehmen, nimm Dir, soviel Du fortrbringst.“

Robert ging mit auf den Hof und schloß den Schuppen auf, in dem die Kohlen und Holz lagen.

„Er hat genug, der Alte, und uns läßt er darben,“ murmelte Jim, und seine Augen funkelten. Er ergriff zwei große Stüden Kohle und schleppte sie fort.

Robert schloß den Schuppen und nahm sich vor, seinem Chef nichts davon zu sagen. Die zwei Stüde Kohle würde er gar nicht merken, und dem Jungen war geholfen.

Nach zwei Tagen war Jim wieder da und verlangte den Schlüssel.

„Wenn Du wiederkommst, Jimmy,“ ermahnte Robert, „wirft Du Mr. Morgner fragen. Ich kann nicht ohne weiteres über die Kohlen verfügen.“

Jim hatte einen kleinen Sack mitgebracht und füllte ihn. Nur mit Mühe hob er ihn und wollte freudig abgehen, als Morgners laute Stimme erkante und er selbst mit langen Schritten durch den Arbeitsraum gelaufen kam.

„Herrgott noch mal, was ist denn da—a—as?“ schrie er und warf einen fragenden Blick auf Robert.

Jim machte Miene zu entweichen, Morgner packte ihn am Kragen.

„Schleppst Du mir die Kohlen fort, Du frecher Spitzbube Du!“ Robert verhinderte ihn am Zuschlagen.

„Mr. Morgner, er nimmt die Kohlen mit meiner Erlaubnis, lassen Sie ihn in Ruhe. Er ist schuldlos.“

„Mit Ihrer Erlaubnis? Wer bezahlt denn die Kohlen? Herrgott noch mal! ist das ne Wirtschaft!“ Und wütend wandte er sich dem Knaben zu, den er noch immer hielt: „Du Vandid, Du schmutziger, gebettelt hast Du. Wenn man Euch Teufeln nichts gibt, dann steht Ihr es, Hundebande, ich will nichts mehr mit Euch zu tun haben.“

Er schlug dorb auf den Knaben ein und schüttelte ihn. Robert fiel ihm in die Arme und rief ihm zornig zu:

„Wenn Sie nicht augenblicklich ablassen, helfe ich dem Jungen!“

Morgner ließ den Mulatten los, stöhnte vor Aufregung und wollte auf Robert schimpfen, als er sich plötzlich besann und grell aufschrie. Er konnte gegen jedermann brutal und unbarmherzig sein, nur solche, die er brauchte, verschonte er mit seinen Roheiten, und auf Robert konnte er sich im Geschäft verlassen.

Der Junge hatte die Gelegenheit benützt und seinen Sack außerhalb des Hofes geschleppt. Ohne einen Laut hatte er die Krügel hingenommen und war nun verschwinden.

„Es ist ja alles gut, Mr. Helmbrecht,“ lenkte Morgner ein, „Sie wissen, ich bin sehr reizbar. Sie haben ganz gut gehandelt, nach Ihrem Sinne, aber dem Salunken schaden die Krügel auch nichts. Die Wunde wird immer dreister, wenn man sie nicht einmal ordentlich zurückweist.“

„Der Junge bat um Kohlen, weil er friert. Seine Mutter sei krank, sagte er, und könne nicht arbeiten. Ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich ein paar Stüde weggab. Er ist doch mit Ihnen sonst befreundet, nahm ich an.“

Morgner war wieder krebstrot geworden. Er schien das nicht gern zu hören.

„Ich will nichts mehr mit Farbigen zu tun haben, und es wäre gut, wenn Sie auch etwas vorsichtiger im Verkehr mit den Leuten würden. Es stehen schlimme Zeiten bevor, man muß sich auf ernste Händel gefaßt machen. Die Schwarzen werden zu frech, haben in Grand Bluff einen Vormann ermordet.“

Robert ließ sich nicht auf weitere Erörterungen ein. Das Benehmen Morgners hatte ihn aufs höchste empört, und er nahm sich vor, nicht lange mehr mit ihm zusammen zu arbeiten. Da es Geschäftsschluß war, verabschiedete er sich kurz.

Bei Cora bekam er erst wieder spähere Stimmung, als ihn die kleine zierliche Vessie einen guten Tag wünschte und nach seinen Befehlen fragte. Er nahm die kleine braune Hand des Mädchens und hielt sie in der seinen.

„Wenn ich Sie ansehe, Vessie, dann brauche ich eigentlich gar nichts weiter, dann fühle ich weder Hunger noch Durst, dann möchte ich mit Ihnen hinaus in den finsternen Wald, wo es keine Menschen mehr gibt, und nur mit Ihnen allein dem Rauschen der Bäume zu hören.“

Sie hatte andächtig zugehört, jetzt leuchteten ihre dunkeln Augen und glücklich lächelte sie Robert an. So hatte noch niemand mit ihr gesprochen und sie behielt die von Robert nur scherzweise hingesprochenen Worte als köstliches Eigentum. Langsam zog sie ihre Hand aus der seinen und schaute ihn so dankbar an, daß auch Robert glücklich vor sich hinlachte.

Seinem Freund Klein, der nach kurzer Zeit eintraf, erzählte er von den Kohlen.

„Ach, das alte Ungehum,“ schimpfte der, „soll nicht so viel verkaufen, dann kann er seinem Jungen eine warme Stube machen.“

Von dem Mord in Grand Bluff sprach man in der ganzen Stadt. Dort war ein Kohlenbergwerk eröffnet worden, und von allen Seiten waren Arbeiter herbeigekommen, um gutbezahlte Stellung zu erhalten. Dadurch war alles überfüllt, die Leute waren nicht gleich unterzubringen, und es herrschte ein Durcheinander.

Auch viele Neger arbeiteten im Bergwerk. Bei einem Streit hatte der Vormann einen Schwarzen geschlagen, und als dieser sich auf ihn stürzen wollte, war er von mehreren Weißen überwältigt, durchgeprügelt und höhnisch davongejagt worden. Er hatte dem Vormann aufgelauret und ihn, als er nach seiner Wohnung ging, erschossen.

Die weiße Bevölkerung zog nun aus, um den Schwarzen zu lynchen. Der aber hatte sich in Sicherheit gebracht, er war nirgends zu finden.

Wütend hekte man nun gegen die übrigen Neger und hätte sicher den ersten besten als Ersatz für den Mörder aufgehängt, wäre nicht die Polizei energisch eingeschritten. Der Sheriff erließ eine Bekanntmachung, daß die Farbigen innerhalb 48 Stunden Grand Bluff zu verlassen hätten. Die Neger fügten sich dieser Betordnung und waren zum großen Teil nach Foxhill gekommen.

Aber auch hier war die weiße Bevölkerung in gehässige Stimmung gegen die Neger gekommen und benutzte jede Gelegenheit, um ihre Wut an den gefaßten Mitbürgern auszulassen.

Eines Sonntags stand Robert mit Klein an dem Bartisch in Fric's Place, und beide plauderten mit dem Schankhilfen Harry. Da kam aus dem Negerverfchlag ein junger Bursche, der ein wenig zu viel genossen hatte. Er ließ sich seinen Mledtopf füllen und berührte beim Umdrehen den Arm eines Weißen. Dieser sah hinter sich, und als er bemerkte, daß es ein Schwarzer war, gab er ihm einen Stoß, daß er taumelte und der Inhalt des Gefäßes auf den Rock eines Dritten spritzte.

„Schwarzes Schwein,“ schrie dieser auf und schlug den Neger ins Gesicht.

Der junge Neger blickte wütend um sich und ballte die Fäuste, aber schon hatten sich vier oder fünf Mann auf ihn gestürzt und prügelten ihn durch. Aus dem Verfchlag tauchte ein schwarzer Kopf nach dem andern auf. Schließlich versuchten sie, ihren Genossen zu befreien.

„Das ist nicht recht von Euch,“ rief ein alter, schon ergrauter Neger den Weißen zu. Ein Faustschlag an die Kinnlade war die Antwort.

Nun stürzten sich die Schwarzen auf die Weißen, und bald sah man nur noch erhobene Fäuste, feuchende Gesichter und zerfetzte Kleider.

Harry hatte funkelnden Auges die Szene beobachtet; jetzt sprang er vor und stürzte sich in das Gewimmel. Ein Schwarzer stürzte blutend zu Boden, einen Messerstich in der Brust. Dem Weißen, der den Stoß geführt hatte, zertrümmerte Harry mit einem kurzen Eisenstod den Schädel.

Die Weißen wurden nach der Tür gedrängt und hinausgeschoben. Die Neger waren in der Mehrzahl und behaupteten das Feld.

(Fortsetzung folgt.)

Zigeuner in der russischen Literatur.

Vor einiger Zeit ist Kollja Schischkin gestorben. Er entstammte einer Zigeunerfamilie, die in Generationen zahlreiche phänomenale Sänger und raffige Schönheiten, deren Ruhm ganz Rußland erfüllte, herborgebracht hat. Er war Gitarrenvirtuose, verschlagener Chordirigent, unbezwinglicher Pecher, eleganter Lebemann, amüsanter Blanderer, alles in einem, und ist als armer, doch nicht vergessener Greis ins Grab gesunken. Mit ihm wurden die alten, längst in alle Winde zerstreuten Traditionen des Zigeunertums begraben und er nahm tausend Erinnerungen mit sich von unerhörten Gelagen, heliogabalischer Verschwendung, fabelhaftem Prunk — von zerstörten Familien, ruinierten Existenzen und vergeblichem Vermögen. . . .

Der Tod dieses Mannes ruft bei denen Erinnerungen wach, die je den Pecher schwingen und sich von den Wirbeln toller Nächte treiben lassen. Schischkin war wohl der berühmteste aller Zigeunerdirigenten einer Zeit, die nun schon hinter uns liegt. Die wilden Weißen seines Chors verklagen mit dem Abbruch einer Periode wirtschaftlichen Aufschwungs und mit dem endgültigen Ruin des Landabfels. Schischkin hat die „breite russische Natur“ zu Grabe gesungen, jene breitwüchtige, unbekümmerte Lebenslust, die sich in unerlösten Trägern ausstobte und in den Pecher ungezügelter Lust den Vermut freßenden Weltschmerz zu träufeln liebte.

Zigeuner waren — und sind vielleicht noch ein Bedürfnis des russischen Naturells. Es ist kein Zufall, daß sie in der russischen Literatur einen sehr hervorragenden Platz einnehmen; daß die größten russischen Dichter leidenschaftliche Freunde des Zigeunerliedes waren und daß zahlreiche der schönsten Texte zu den wild melancholischen Ziganweisen von diesen Dichtern geschaffen worden sind. Es ist vielleicht kein Zufall, daß Tolstoi in der „Lebendigen Leiche“ eine Zigeunerszene einfügt, — er bleibt damit bestimmten literarischen Traditionen treu, denen höchste, schicksalsschwangere Lust ohne Zigeuner undenkbar ist. Die Zigeuner tauchen in der russischen Dichtung zumeist dann auf, wenn das elementare Bedürfnis nach Beläunung eintritt, wenn ein ungebändigtes Naturell zum Durchbruch kommt. Dann, während der Wein in Strömen fließt und die wilden Lieder die Sinne aufpeitschen, redt sich die Faust des Fatums über die Häupter der Pecher, um sie zu zerstampfen. Wenn Dichter die Deuter der Volksseele sind, dann kann man an den Zigeunern nicht wie an einer gleichgültigen und zufälligen Erscheinung vorübergehen, sondern man wird die psychologischen und kulturellen Verhältnisse aufdecken müssen, die die russische Gesellschaft und die Zigeuner durch mehr als ein Jahrhundert verbunden. Man kann das Zigeunerlied nicht aus dem Gesichtswinkel einer wenn auch leicht beschwingten Kunst werten; denn damit hat es nichts zu tun. Der Schritt auf die Konzertschritte, zu dem der Zeiten Unbill die Zigeuner getrieben, war deren Verderben; er nahm ihnen die Eigenart und machte sie zu den elenden Vankelängern, als die die letzten Labors (Wollslager) in Moskau-Petersburg ihr Dasein fristen. Die Zeiten sind schlecht geworden, und die starken Begabungen der Labors sind ausgestorben. Man findet sie nicht mehr: die prachtvollen geschmeidigen Tänzer, die schwarzäugigen Sänger, deren weiche Baritonstimmen schmeichelten und schluchzten, in wilden Weh klagten und in verzogener Lust juchzten; man findet sie nicht mehr: die lippig schlanken Mädchen mit dem herben Profil, den abgrundtiefen Glutaugen und den vibrierenden Bruststimmen, die Laufende entzündend, Hunderte zugrunde richtend unbändig stolz durchs Leben schritten, bis sie entweder nach fürstlicher Verschwendung im Elend verlamen oder aber schwindelnd hohe soziale Staffeln erreichten! Das war einmal. . . .

Wenn man gute, edle Zigeuner hören wollte, dann mußte man nach Moskau fahren und sie an den Stätten altmoskowischer Ausgelassenheit, Unbekümmertheit und Bereitwilligkeit suchen und man mußte eine Gesellschaft zusammenbringen, die jung und unbekümmert, breitwürfig und ausgelassen war, sich ob des Verlustes einiger Hundert Rubel keine grauen Haare wachsen ließ und in allen diesen Beziehungen bei den Zigeunern sich eines zuverlässigen Renommées erfreute. Dann konnte man an ihnen gewiß keine Freude haben. Wenn die weißgekleideten Diener den Tisch gedeckt, die Wachskerzen angezündet und die Fenstervorhänge geschlossen haben, dann treten die braunen Gesellen ein, — die Männer und Burschen in Seidenhemden und hohen Stiefeln, die Mädchen im Schmucke klirrender Goldmünzen an ihren grellbunten

Seidenkleidern, farbige Bänder in den blauschwarzen Böpfen, Ringe und Armbänder ohne Zahl an den Händen. Mädchen, schlant und biegsam wie Birten, in deren Adern Tokajer zu fließen scheint, der matt durch die Haut leuchtet. Mädchen mit den weichen Bewegungen der Tigerkatze und flackernden Augen, in denen der Schmerz der Heimatlosen brennt und wilde Dämonen flackern. Grausame und zärtliche Geschöpfe. Scheu und wild und unberechenbar in Launen und Neigungen, Haß und Liebe. Geschöpfe, getreuet aus Königtum und Künstlerschaft, heldischer Großzügigkeit und slavischer Berechnung.

Sie singen im Chor ein Begrüßungslied an die „ehrenhafte Kompanie“ und man nötigt sie zu Tisch, um sie „warm“ zu machen. Wein und Liköre rollen in ungeheurer Menge durch die ausgepöckelten Gurgeln der Steppensöhne, die vom Guten nur das Beste nehmen. Und die Mädel tun mit.

Sie sind anfänglich etwas scheu und wild; doch in dem Maße, wie ihre mattraunen Backen sich röten, werden sie zutraulicher, und sie beginnen zu lichern und zu kokettieren, ohne ordinär zu werden und ohne zu vergessen, daß sie Frauen sind, die auf Achtung Anspruch machen. Jede Zubringlichkeit weisen sie mit der größten Geschmeidigkeit und dem Temperament der Wildkatze zurück.

Der Chorführer wischt sich endlich den ungeheueren Schnauzbart und gibt ein Zeichen. Genug des Pechens — ans Werk! Der Chor ordnet sich; und während die Tamburinen leise klirren und die Gitarren singen, braust plötzlich ein Lied daher, wild wie der Sturmwind der Steppe, der keine Hemmnisse kennt und keinen Meister hat. Dumpf grollen die tiefen Männerstimmen und wie das Trillern der Lerchen schmettern die Stimmen der Mädchen, die sich leise in den Häften wiegen und versunken in unbekannte Fernen starren.

Ein Bursche springt hervor. Mit mächtigem Dakton singt er ein hervorgehobenes Lied von Kühner Tat und bitterer Not. Vom Ritt auf Tod und Leben über die weite Steppe, von Kampfgetöse und Siegeslust, von Wunden, Tod und Not, und von Feinliebchens weichen Armen. Der Chor fällt ein und verstummt; er braust daher wie ein Strom und wispert und säufelt wie der Abendwind im Schilf.

Neue Flaschenbatterien fahren auf und verschwinden. Die Luft ist erfüllt von Zigarrenqualm und den scharfen Parfüms der Mädchen; ihre dunklen Augen leuchten unwahrscheinlich groß in dem ungewissen Lichte der flackernden Wachskerzen. . . . Mit gellendem Schrei springt die schlante Stjochka mit einem Satz auf den Tisch, mittenhinein in die Gläser und Flaschen; mit der Spitze ihres schlanken Fußes säubert sie alles achtlos beiseite; sie redt sich auf wie ein Panther und dehnt die schlanken Glieder und wiegt sich in den schmalen Hüften; die blanken Goldmünzen an ihrem herben Busen klirren und schwingen; und während ihre Augen sich weiten, ertönt ihre tiefe Altstimme, weich und warm wie die Klänge eines Violoncells. Sie singt vom lühnen Räuber, dem sie sich in losender Leidenschaft gab; vom Liebsten, der sie mit Schänen überhäufte und sie heiß umfing. Sie singt von bligenden Waffen und von rotem Blute, das im Walde rinnt, von Gefangenschaft und Ketten und Tod. Sie singt von der blühenden Steppe, auf der sie ihren Schmerz den fliegenden Wolken und den schreienden Schwänen klagt.

Lautlos horchen die Pecher. Zitternde Hände krampfen sich um die Gläser, und die Gesichter zuden. Mit einem schmeidigen Satz ist Stjochka auf der Diele, und ihre kleine braune Faust bearbeitet das Tamburin, das sie schreiend um ihren Kopf kreisen läßt. Geigen und Zymbol stimmen eine Weise an, in die die ganze glutheiße Leidenschaftlichkeit eines Volkes gepreßt ist; und nun schwingt Stjochka ihren schlanken Leib in hochschwingendem verwirrender Rhythmus. Weggesetzt ist die elegische Stimmung; und die Blide folgen den betörenden Bewegungen des schönen Mädchens, das seine Glieder spielen läßt und sich am Tanze berauscht.

Wer den wilden Zauber der Zigeunerkleder und den bestridenden Reiz ihrer Tänze auf sich hat wirken lassen, kann wohl verstehen, daß die leidenschaftlichen Künste der Kinder der Pharaonen exaltierte und wahlverwandte Gemüter in den Zustand eines Gaschischraufches versetzen können. Der wird begreifen, daß in solchen Nächten den Zigeunern Banknoten und Juwelen zusflogen, daß Namen, Vermögen und Ehre in Trümmer gingen und daß so manches braune Zigeunermädel auf seinen eigenwilligen Kopf eine Fürstenkrone drücken durfte. In den Labors leben noch immer die Erzählungen von homerischen Gelagen und von der sündhaften Verschwendung hoher Herren. Zigeunermädchen besaßen Paläste und machten fürstlichen Aufwand; sie verstreuten das Geld, das ihnen immer wieder zusflog, und konnten die unfinnigsten Launen befriedigen. Stolz Mädchen waren in den Labors, die nur vor Freunden sangen und ihre Kunst mit horrenden Summen honorieren ließen; stolze Mädchen, die Titel und Ehren ausschlugen und frei blieben, um sich nur dem zu schenken, der ihr Herz gewann. Diese Erzählungen sind verbürgt: ihre Zeugen und Helben fristen heute ein kümmerliches Dasein in Kanzleien, oder sie sitzen auf den letzten Trümmern der entgleitenden väterlichen Schwelle. . . . Es war einmal.

Das waren die Zigeuner des schneidenden, herrschaftlichen Rußland, das in Sauf und Wrauf das Geseirn vergaß und an das Morgen nicht dachte. Das Rußland der Leibeigenschaft und der Arrenden, der Konzessionen, des Börsenspiels und des freundwilligen Bodenkredits. Die Zigeuner gehörten zur großherrlichen Lebensführung, sie waren ein Zugus, wie fünfzig Postleute, fünfundzwanzig hungernde Lakaien, Meuten und Reitpferde, Harems und Klein-Ärianons. Mit dem Verschwinden des Seigneurs schwand auch der Zigeuner. Wie jener, ist auch dieser zur Arbeit nicht geschaffen, er

muß aus dem Vollen leben; er kann nicht Werte schaffen, sondern solche nur konsumieren. Der Zigeuner wollte arbeiten — er ging aus der Leppigkeit verschwiegener Kabinetts auf die Estrade des Konzertsales. Es war ein klägliches Fiaklo.

Eine neue Zeit brach heran, in der das freie Zigeunerlied nicht mehr Platz hatte. Man wollte sich seinen Reiz aber doch erhalten und griff zu wohlfeilen Fälschungen. Es entstanden Sänger und Sängerrinnen, die wohl über die „Träne“ verfügten, in deren Brust jedoch nicht die Blut urwüchziger Kraft flammte, an der sich die unvertümmelten Leidenschaften ihrer Necänaten entzündeten und deren Sinne mit heißer Liebe versengten.

An der schwächlichen Nachahmung mag ein anderes, ein schwächeres Geschlecht sich genügen lassen — bis auch die Nachahmungen überflüssig geworden sein und dem Schicksal der Laborleute verfallen werden. . . . Dieser Weg ist gewiß.

Der demokratische Geschmack braucht nicht mehr das Brausende, klingende Lied der Söhne und Töchter der Pharaonen, das von Wäldern, Steppen, Bergen und Strömen sang und sich in losender Leidenschaft und wehem Schmerz erging; es ergötzt sich an den Gefängen verrenkter, blutarmer und verbi:erter Fabrikarbeiter.

Sie sind der Hahnschrei einer neuen Gesellschafts- und Kultur-epoche.
Bruno Lil.

Angewandte Psychologie.

In weiten Kreisen ist man noch immer geneigt, der modernen Psychologie, die sich auf mühevollste Laboratoriumsversuche stützt, jeden größeren Wert für die Erkenntnis individuellen Seelenlebens und die Möglichkeit der praktischen Verwertung ihrer Resultate abzuleugnen. So sehr man sich auch vor der Ueberschätzung der wenigen und nicht immer aller Zweifel baren Ergebnisse hüten muß — die absolute Skepsis gegen die nun ein halb Jahrhundert lange Arbeit der Psychologie ist nicht berechtigt. Gerade einzelne „praktische“ Wissenschaften haben Bereicherungen und zum Teil sogar Umlwälzungen durch sie erfahren. Selbst die auf Drill bis zur Bewußtlosigkeit basierende militärische Unterweisung sucht von der Psychologie zu profitieren. Die Armeepsychologie erfreut sich bei unseren strebsamen Militärs regsten Interesses. Rattilich treibt man nicht Studien über die Verflüchtung des Geistes durch den Koffein, sondern man bemüht sich, unter Benutzung psychologischer Erfahrungen planmäßig alle geistigen Hemmungen auszuhalten, die der Ausführung eines Befehls entgegenstehen. So hat man z. B. mit Erfolg für den Schuß mit dem Gewehr Hilfsvorrichtungen erfunden, die eine größere Einübung und damit Treffsicherheit des Schützen erzielen. Das Ziel der Hilfsvorrichtung selbst ergab sich aus der genauen Analyse der das Ziel und Schießen begleitenden seelischen Vorgänge.

I.

Das am meisten bearbeitete Feld der angewandten Psychologie bildet die Pädagogik. Die Psychologie gibt die Hilfsmittel, um zu erfahren, in welchem Lebensjahr, zu welcher Jahres- und Tageszeit ein Kind am aufnahmefähigsten ist. Bekanntlich schwanken die Aufmerksamkeit, die geistige Kapazität, der Verneifer nach zeitlichen Perioden. Die psychologische Untersuchung bietet weiter Anhaltspunkte für die individuelle Beschaffenheit des Jünglings, seinen Vorstellungs- und Auffassungstypus. Sie entscheidet, ob der Schüler leichter mit dem Gehör oder mit dem Gesicht aufsaßt und lernt, ob mehr sein Phantasieleben oder seine Beobachtungsgabe der Anregung bedarf. Die pädagogische Psychologie weist die Mittel auf, das gesteckte Ziel unter Anpassung an die Veranlagung eines Schülers und das Fassungsvermögen einer Altersstufe zu erreichen. Sie lehrt, in welchem Alter die rein gedächtnismäßige oder die verstandesmäßige Verarbeitung in den Vordergrund treten muß. Sie gibt auch an, wieviel Material in bemessener Zeit eingepträgt werden kann, welches die beste Methode des Lernens ist usw. Sie untersucht ferner, wieviel Stunden Unterricht am zuträglichsten sind und welche Willensleistungen man einem Kinde aufbürden darf. Sie gibt schließlich die besten Unterrichtsmethoden für den Lehrer in den einzelnen Lehrfächern an. Es ist nicht gleichgültig, ob im Zeichenunterricht schematisch und stumpfsinnig Vorlagen kopiert und „klassische“ Gipsmodelle nachgemalt werden, oder ob an einfachen Gegenständen aus dem Anschauungskreis des Kindes die Beobachtung für Form und Farbe geschärft und die Darstellungs-gabe entwickelt wird. Soll man Steil- oder Schrägschrift, Antiqua- oder Frakturdruck für den Schreib- und Leseunterricht verwenden? Wie übt man am besten das richtige (orthographische) Schreiben ein? Das sind nur einige Fragen, die von der pädagogischen Psychologie untersucht und beantwortet werden. Eine Zusammenfassung der wichtigsten bisherigen Ergebnisse bietet die „Experimentelle Pädagogik“ von W. A. Loh (erschienen in Leubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“, 2. Aufl. Preis 1,25 M.). Das Büchlein ist so weit brauchbar, als es Experimente zusammenfaßt. Wo der Verfasser darüber hinausgehend systematisiert, wird seine Darstellung langweilig und verliert den festen Boden.

II.

Gleich der Pädagogik ist auch die Aesthetik von der experimentellen Psychologie befruchtet worden. Während die spekulative

Aesthetik von Begriffen und Werturteilen ausgeht, schließt sich die experimentelle Aesthetik an die Erfahrung an. Zur Beantwortung der Frage: Was nennt man schön? werden die einfachsten ästhetischen Verhältnisse (geometrische Figuren u. ä.) den Beobachtern zur Beurteilung vorgelegt und durch planmäßige Veränderung einzelner Beziehungen (Maße, Farben usw.) die Gesetze des Schönen abgeleitet. Fehner, der Begründer der Aesthetik der Erfahrung, bildete dazu drei Methoden aus: Nach der Methode der Wahl haben die Versuchspersonen aus einer gegebenen Zahl von Größen die ihnen am meisten zusagende herauszufinden. (So zeigte sich z. B., daß Frauen stets den Kreis, Männer ein regelmäßiges Vieleck bevorzugen). Bei der Methode der Hersteilung haben die Personen das ihnen am schönsten erscheinende Verhältnis gegebener Teilfiguren selbst herzustellen. Die Methode der Verwendung prüft, welche Verhältnisse an Schmutzgegenständen (Büchereinhänden, Briefbogen usw.) sich am häufigsten nachweisen lassen. Schon aus diesen Urteilen über so einfache Verhältnisse lassen sich eine Reihe von Grundgesetzen der Aesthetik gewinnen.

Eine wesentliche Bereicherung erfuhr die psychologische Aesthetik durch die Analyse der Vorstellungs- und Willensvorgänge. Die Abhängigkeit ästhetischer Gefühle von Erfahrungen individueller und sozialer Herkunft wurde durch sie klar erwiesen. Die ästhetischen Erlebnisse treten damit in engsten Zusammenhang mit den seelischen Funktionen überhaupt. Nur eine besondere Art der Erweckung des ästhetischen Empfindens zeichnet sie aus. Die Einfühlung ist das charakteristische Organ für die ästhetische Verarbeitung der Umwelt. In die Anschauung eines Kunstwerks werden unbewußt Kräfte und Stimmungen der eigenen Seele hineingelegt. So erscheint auch die Natur als ein Bild unseres Lebens, als ein Symbol menschlichen Strebens. Die Natur wird erhaben, groß, pathetisch, elegisch, melancholisch, heiter, ernst genannt, kurz mit Attributen unserer „Natur“ belegt. Bei dem von Menschenhand geschaffenen Kunstwerk knüpft unsere Phantasie an ein bestimmtes Zeichen an, mit dem wir erfahrungs- und gewohnheitsmäßig die entsprechende Empfindung verflechten. Ueber die speziellen Arten der Einfühlung gibt die psychologische Analyse genaue Aufklärung. Nicht die Qualität des Objektes ist in erster Linie für den Eindruck „ästhetisch“ bestimmend, sondern umgekehrt: die psychologische Beschaffenheit (Erfahrungen, Veranlagung) entscheidet, ob etwas als ästhetisch empfunden werden kann oder nicht. Die Bedeutung der durch die soziale Gemeinschaft vermittelten Erfahrungen für die ästhetischen Urteile tritt so erst durch die Beleuchtung der Einfühlung klar hervor.

Einige Anregungen zur Vertiefung in psychologisch-ästhetische Probleme findet man in Meumanns „Aesthetik der Gegenwart“ (aus „Wissenschaft und Bildung“, 2. Aufl. Preis 1,25 M.). M. Nizietzki neben der psychologischen auch die übrigen Hauptrichtungen in der gegenwärtigen Aesthetik. Durch ausführliche Literaturangaben und ein Sach- und Personenregister empfiehlt sich das Büchlein noch besonders.
E. M.

Kleines feuilleton.

Aus dem Pflanzenleben.

Georginen. Wenn mit den Sommertagen die Zeit der Rosen vorüber ist und allmählich die Tage des Herbstes herankommen, dann beherrscht eine stolze Blume, die Georgine, den Garten und den Blumenmarkt. In allen Farben, vom leuchtenden Weiß bis zum dunklen Rot und in allen Schattierungen von Gelb und Braun trifft man die großen, lugeligen Blumen an, nur das Blau fehlt, denn es ist den Gärtnern trotz aller Bemühungen bisher noch nicht gelungen, blaue Georginen zu züchten. Wenn wir nun heute auch die Georgine in jedem Dorfgarten antreffen, so daß sie zu den verbreitetsten Blumen gehört, so ist es doch erst wenig mehr als hundert Jahre her, seit die Blume zum erstenmal aus ihrer Heimat Mexiko nach Europa gebracht wurde. 1784 sandte der Direktor des Botanischen Gartens in Mexiko einige Wurzelknollen der Pflanze an den Botanischen Garten zu Madrid, wo die Blume einige Jahre später genau beschrieben wurde und zu Ehren des schwedischen Botanikers Dahl den Namen Dahlie erhielt. Die schöne Blume, die damals das größte Aufsehen in der botanischen Welt erregte, wurde in dem Madrider Garten streng behütet, und es dauerte dreizehn Jahre, ehe die erste Knolle an Frankreich abgegeben wurde. Zur selben Zeit aber hatte Alexander v. Humboldt die Pflanze in ihrem Heimatlande aufgefunden und Samen nach Europa geschickt, aus dem die Blume von neuem gezogen wurde, die nun zu Ehren des damals berühmten russischen Reisenden Georgi den Namen Georgine bekam. Sehr bald nach ihrem ersten Auftreten wurde die Georgine zur gesuchten Modeblume, und für auserlesene Exemplare wurden ganz gewaltig hohe Preise bezahlt. Die Gärtnerey Englands betrieb mit besonderem Eifer die Zucht der Georginen; alle möglichen Farbenspielarten wurden gezogen, und es erregte damals nicht geringes Aufsehen, als die erste reinweiße Varietät gezüchtet worden war. Heute dürfen wir wohl über 2000 Spielarten der Georgine unterscheiden. Einige gelbe Arten haben die Eigenschaft, im Dunkeln zu leuchten; man nennt sie daher vielfach „Deutsche Sonne“.